

RITTERSAALGESPRÄCH

Harding Meyer und Peter Neuner im Gespräch mit Achim Budde

PERSÖNLICHES VON HARDING MEYER

Achim Budde: Herzlich willkommen miteinander hier im Rittersaal der Burg Rothenfels, in dem ja bereits Romano Guardini seine berühmten Rittersaalgespräche führte! Herr Professor Meyer, ich fange zum Aufwärmen einmal mit einer ganz sachfremden Frage an: Sie wurden in Hardingen geboren, das klingt fast genau wie Ihr Vorname, der im Deutschen sehr selten ist. Ist das Zufall?

Harding Meyer: Das ist eine lange Geschichte. Um es kurz zu machen: Es ist tatsächlich nicht der englische Name Harding, den man kennt, etwa von Stephan Harding, einem der Gründer der Zisterzienser. Irgendwann aber habe ich zu meiner Enttäuschung festgestellt, dass es einmal in Amerika einen Präsidenten mit dem Namen Harding gegeben hat – einen ganz korrupten Burschen. Seit der Zeit bin ich weniger stolz auf meinen seltenen Vornamen. Wie es dazu kam? Nun, ich bin in Hardingen geboren, in der Grafschaft Bentheim. Mein Vater war dort Volksschullehrer und die Gemeinde schätzte ihn sehr. Es war eine reformierte Gemeinde, und zwar eine »altreformierte«, in der es keine persönlichen Paten gab. Dort war die Gemeinde Pate – ein sehr schöner Gedanke und eine schöne Sitte, dass nicht ein Einzelner, sondern die ganze Gemeinde das neue Kind in die Kirche aufnimmt. Und deswegen schlug man vor, ich sollte doch den Vornamen Harding tragen.

Achim Budde: Ganz früher, zu Beginn Ihres Studiums, hatten Sie Vorbehalte gegen die Ökumene: Das seien doch – zugespitzt formuliert – bloß faule Kompromisse, die letztlich auf Kosten der Klarheit und der Wahrheit der theologischen Positionen gehen müssten. Wie und woran sind Sie zu der Überzeugung gelangt, dass die Ökumene der Wahrheitsfindung *dient* und dass Einheit und Wahrheit zusammengehören?

Harding Meyer: Ich war damals, 1958, in Brasilien als junger Dozent an der Theologischen Hochschule. Und wenn ich morgens früh

meine Vorlesungen hielt, dann konnte ich von meinem Katheder aus hinübersehen auf den anderen Hügel zum großen Jesuitenkolleg, dem Haupt-Seminar der Jesuiten Brasiliens und ganz Südamerikas. Es war ein gewaltiges Gebäude mit einem Christus Rex oben auf dem Dach. Während ich also meine lutherischen Vorlesungen hielt, hatte ich immer drüben das Seminar der Jesuiten vor Augen. Es erschien mir als ein eklatanter Widerspruch, dass dort drüben zur gleichen Zeit, während ich meine Studenten unterrichtete, ebenfalls junge Menschen für den Dienst in der Kirche Jesu Christi vorbereitet wurden – allerdings in einer ganz anderen Kirche, von der wir streng getrennt waren. Das war für mich ein so unerträglicher Gedanke, dass ich mit meinen Kollegen sprach, und wir gingen dann gemeinsam hinüber und haben mit den Jesuiten – bereits damals! – einen theologischen Dialog begonnen. Ich weiß noch das Thema: »Tradition«. Das war mein erster ökumenischer Dialog. Und von da ab ging es weiter. Seit diesem Augenblick sehe ich die Frage nach der *Wahrheit* des Glaubens aufs engste verbunden mit der Frage nach der *Einheit* der Kirche. Und es war für mich völlig klar, dass es auch das Anliegen der Reformation und das Anliegen Luthers war, die Wahrheit des Glaubens *und* die Einheit der Kirche zu bewahren. Als guter Lutheraner, der ich nun einmal bin, bin ich dieser Spur dann gefolgt.

Achim Budde: Jetzt blicken Sie auf ein halbes Jahrhundert, man kann fast sagen: auf ein Leben für die Ökumene zurück. Sind Sie dabei Ihren Gesprächspartnern eigentlich immer nur nähergekommen? Oder hat die Ökumene in manchen Fragen auch Ihr konfessionelles Profil gestärkt? Aus welchem Grund sind Sie heute ganz besonders gerne lutherisch?

Harding Meyer: Wir hatten eben ein Gespräch bei Tisch. Da ging es um das katholische Bestehen auf rechtlich-formalen Dingen, das uns Lutheranern sehr fremd ist: dass etwa die Legitimität und die Gültigkeit des Amtes abhängig sein soll von einer Formfrage, nämlich der korrekten, bruchlosen Übergabe – *successio, traditio* – des Amtes. Da müssen bestimmte sichtbare, formale Bedingungen erfüllt sein. Es ist für mich als evangelischen Christen ganz schwer einzusehen, dass diese formalen Fragen etwa für die Abendmahlsgemeinschaft so wichtig sein sollen. Rein intellektuell verstehe ich das schon, aber innerlich nachvollziehen kann ich es nicht.

Achim Budde: Das ist natürlich auch für viele Katholiken nicht leicht zu verstehen. Sie werden oft »Mister Dialogue« genannt, und Sie lassen sich diesen Titel mit einem gewissen Schmunzeln auch gefal-

len. Sie haben in zahllosen Kommissionen an »noch zahlloseren« Papieren mitgeschrieben und weite Teile Ihres Lebens der Arbeit am Konsens gewidmet. Ich würde Sie jetzt gerne bitten, uns Ihr Eingangsstatement vorzutragen, um uns einen Weg zu öffnen, wie wir es schaffen können, uns die Erträge dieser Arbeit nicht mehr nehmen zu lassen.

Harding Meyer: »Ökumene retten!« – dieses Thema, das Sie hier gewählt haben, ist alarmierend, ja aufschreckend! Ich hätte nicht gewagt, das so plakativ und so alarmierend zu formulieren. Aber in gewisser Weise ist es gut, dass Sie das getan haben. Es ist ja unübersehbar, dass gegenwärtig eine starke ökumenische Flaute herrscht. Ich will nicht von einem »Stillstand« sprechen, aber die Segel unseres ökumenischen Schiffeleins sind nicht mehr voll und straff aufgespannt. Und das ist nicht erst seit fünf, sechs Jahren so. Ich habe neulich zufällig noch einmal in meine Festschrift zum 60. Geburtstag 1988 hineingesehen. George Lindbeck, lutherischer Theologe von der Harvard University – ich weiß nicht, ob einigen von Ihnen dieser Name bekannt ist –, hatte schon damals von einem »decline of ecumenical interest« gesprochen. Und dieser Niedergang ist immer kräftiger geworden in der letzten Zeit.

PLÄDOYER VON HARDING MEYER

Der »Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre« vom 31. Oktober 1999 – dem wichtigsten Ertrag des bisherigen evangelisch-katholischen Dialogs – folgte nur wenige Wochen später, in den ersten Tagen des neuen Jahrtausends, die Erklärung »Dominus Jesus« der römischen Glaubenskongregation. Sie sprach den Kirchen der Reformation ab, »Kirche im eigentlichen Sinne« zu sein, und das wurde im Juni 2007 in noch schrofferer Form wiederholt. Das verstärkte ganz enorm die ohnehin bereits spürbare Dialogmüdigkeit. In dieser Situation – Mitte 2007 – fragte mich Kardinal Kasper, ob ich nicht einmal zu ihm nach Rom kommen könne, um mit ihm gemeinsam über den Fortgang des lutherisch-katholischen Dialogs nachzudenken. Unsere Gedanken trafen sich darin, dass diese Dialogmüdigkeit nicht nur den Fortgang des Dialogs, sondern auch und insbesondere das im Dialog bereits Erreichte wieder gefährden könne. Es drohe die Gefahr ökumenischen Vergessens, die Gefahr, dass das im ökumenischen Dialog schon Gewonnene ungewiss und vage wird, gewissermaßen sich verflüchtigt und versickert – so als sei es nie gewesen.

Ich kann das verbildlichen an einem persönlichen Erlebnis, das mir im Rückblick geradezu symbolhaft erscheint: Während meiner

ersten Sommersemesterferien 1947 bat mich die alte Julia von Bodelschwingh, die bei uns in der Nähe lebte, ihr beim Bau eines einfachen Hauses für Flüchtlinge zu helfen. Ein Arbeitsloser und ich sollten damit anfangen und auf dem vorgesehenen Baugrundstück große Lehmsteine backen. Lehm wurde herbeigeschafft, mit etwas Wasser durchknetet, mit gehäckseltem Stroh untermischt und mit einer Holzschablone zu großen Steinen geformt. Am Ende der Semesterferien lagen auf dem Grundstück sechs große Haufen wohlgeformter Lehmsteine, zum Trocknen winddurchlässig aufgetürmt, mehr als genug für das ganze kleine Flüchtlingsheim. Zufrieden fuhr ich zum Wintersemester wieder an meinen Studienort. Doch im März, als ich von dort zurückkam und unsere schönen Lehmsteine inspizieren wollte, lagen da nichts als sechs große, formlose braune Lehmhaufen. Alle Arbeit war umsonst gewesen. Den Steinen hatte ein Dach oder irgendein anderer Schutz gefehlt. Die Witterung – Regen, Frost und Schnee – hatte sie aufgelöst, als hätte es sie nie gegeben.

Angesichts dieser Gefahr, so meinten wir, sei es dringend geboten, dass unsere Kirchen sich klar und möglichst verbindlich vergewissern – und damit auch festhalten und festschreiben –, was auf dem ökumenischen Weg bereits erreicht wurde. Und von dieser festen Basis aus könne dann auch das auf dem Weg noch nicht Erreichte und noch vor uns Liegende ins Auge gefasst, markiert und mit Zuversicht angegangen werden.

In einem unserem Gespräch nachfolgenden Artikel (»Stimmen der Zeit«, Oktober 2007) sprach ich dann in diesem Sinne von »Gemeinsamen In-via-Erklärungen«, einer Bezeichnung, die sich zwar an die »Gemeinsame Erklärung« (zur Rechtfertigungslehre) anlehnt, sich aber doch durch das »in via« bewusst von ihr abhebt. Dabei umriss ich auch – freilich in äußerster Kürze – die Hauptlinien solcher In-via-Erklärungen zur Frage des Abendmahls, des kirchlichen Amtes und des Verständnisses von Kirche. Die Reaktionen, die mich erreichten, waren insgesamt positiv, und der Sache nach wiederholte ich das in meinem Vortrag »Ökumene ‚in via‘« auf dem Ökumenischen Kirchentag in München, den ich aber selbst nicht halten konnte, weil ich in der Klinik lag. Über die Aufnahme meines Vortrags und die Reaktionen habe ich nur wenig erfahren.

Kardinal Kasper seinerseits tat und erreichte bereits erheblich mehr: Im Rahmen des Einheitssekretariats veranlasste er eine umfassende Studie über »Ecumenical Consensus, Convergences and Differences«, die die Dialoge der katholischen Kirche mit Lutheranern, Reformierten, Anglikanern und Methodisten auswertete. Sie wurde Ende 2009 unter dem schönen Titel »Harvesting the Fruits« (Gal 6,9) publiziert und auf einem Symposium mit Vertretern aller

fünf Kirchen im Februar jenes Jahres vorgestellt und diskutiert. Wesentliche Kritik gab es nicht.

Mir scheint, das Anliegen von Kardinal Kasper und mir und das Anliegen von »Harvesting the Fruits« deckt sich im Wesentlichen mit dem – geradezu aufschreckenden – Thema und Anliegen unserer Tagung »Ökumene retten!«, also mit dem Anliegen, in einer Phase ökumenischer Ermüdung das ökumenisch bereits Erreichte vor dem Vergessen, dem Versickern und vor Infragestellungen zu retten, ihm Dauerhaftigkeit zu verleihen, um so ein wirkliches Weiterkommen »auf dem Weg (in via)« zur Einheit zu ermöglichen.

Ich halte die Arbeit und Publikation des Einheitssekretariats – »Harvesting the Fruits« – für eine sehr gute und grundlegende Beschreibung sowohl des »in via« schon Erreichten wie auch des noch nicht Erreichten und noch vor uns Liegenden. Selbstverständlich ist sie eine Beschreibung aus katholischer Sicht und wohl auch mit spezifisch katholischen Schwerpunktsetzungen. Doch das mindert nicht ihre Bedeutung.

Aber ebenso selbstverständlich ist es, dass diese katholische In-via-Auswertung der Dialoge vonseiten der anderen Dialogpartner parallele In-via-Auswertungen ihres bisherigen Dialogs mit der katholischen Kirche verlangt. Und das Ziel wären dann gemeinsame – das heißt in unserem Falle: evangelischer- und katholischerseits gemeinsam verantwortete In-via-Erklärungen. Das sollte, so meine ich, für dialogereifere Theologen keine allzu gewaltige Aufgabe sein, weil die katholische Seite mit »Harvesting the Fruits« ihre Arbeit oder Vorarbeit im Wesentlichen bereits getan hat, jedenfalls im Blick auf die entscheidenden Problemfelder Kirche, Amt und Eucharistie.

Allerdings bin ich mir bewusst, dass es bei all dem einseitig um den theologischen ökumenischen Dialog geht. Die Sorge um Festhalten und Dauerhaftigkeit des ökumenisch Erreichten umfasst aber ebenso die gewachsene und gelebte ökumenische Gemeinschaft zwischen Christen und Gemeinden, also die Ökumene am Ort. Auch hier gilt es, das schon Erreichte zu retten. Was wären die Mittel dafür? Gibt es auf Gemeinde-Ebene etwas wie ein Äquivalent zu gemeinsamen In-via-Erklärungen? Sind es eventuell die ökumenischen Gemeindeparterschaften, die ich z. B. in meinem badischen Dorf erlebe und die auch auf unserem Tagungsprogramm stehen? Was für Erfahrungen hat man damit gemacht? In diesen Fragen erhoffe ich mir auch für mich selbst neue Impulse von unserem Zusammenreffen hier auf Burg Rothenfels.

Achim Budde: Das wünsche auch ich uns allen sehr. An einer Stelle möchte ich nachhaken: Sie haben jetzt sehr höflich geschildert, wie Kardinal Kasper Ihre Idee aufgegriffen, aber dann aus rein katholi-

scher Perspektive umgesetzt hat, also gerade nicht als gemeinsames Projekt. Mal unter uns: Waren Sie nicht sauer, dass er Ihnen die Idee geklaut und dann quasi unilateral umgesetzt hat?

Harding Meyer: Na, an dem Wort »klauen« würde ich mich verschlucken. Wie schon so oft trafen sich unsere Gedanken, und das war mir sehr wichtig. Aber klar ist, dass solche »In-via-Erklärungen« letztlich jeweils bilateral verantwortet werden müssen. Das habe ich ja schon – auch auf jener Konsultation in Rom – gesagt. Und wenn ich noch »im Geschäft« wäre, würde ich mich auch sehr nachdrücklich dafür einsetzen.

Achim Budde: Sie hatten große Hoffnung in die Konstellation »Kasper im Einheitssekretariat, Ratzinger auf dem Heiligen Stuhl« gesetzt. Nach dem Ende von Kaspers Amtszeit lasten Ihre Hoffnungen ganz auf Papst Benedikt. Wird er in seinem Pontifikat noch die Kurve kriegen?

Harding Meyer: Ich kann es mir einfach nicht vorstellen, dass Benedikt XVI. den vom Konzil nachdrücklich bejahten und geforderten ökumenischen Dialog so gering achtet, dass er dessen bisherige Ergebnisse nicht festhalten möchte, wie es ja der Sinn von »In-via-Erklärungen« ist. Für sehr wichtig halte ich zunächst, dass auch der Nachfolger Kardinal Kaspers im Einheitssekretariat die Dinge weitertreibt, bis auch die anderen kirchlichen Dialogpartner mitmachen und es zu *wirklich gemeinsamen* »In-via-Erklärungen« kommt.

Achim Budde: Bevor wir nun zu Herrn Professor Neuner kommen, noch eine abschließende Frage: Würden Sie heute, also unter den heutigen Rahmenbedingungen, noch einmal die Ökumene zu Ihrem Lebensthema machen?

Harding Meyer: ... [lange Pause]

Achim Budde: Danke. [Lachen im Auditorium]

Harding Meyer: ... Sie sehen: Ich zögere. Ich weiß es nicht. Das ist auch eine sehr theoretische Frage. Gewiss gibt es andere Themen, die mich sehr interessiert haben und mich auch heute noch beschäftigen, wie etwa meine abgebrochenen Kierkegaard-Studien und das große Thema »Christentum und Weltreligionen«. Aber ich bin nun einmal den »ökumenischen Weg« geführt worden und ihn mit Leidenschaft gegangen. Die daraus resultierende theologische Verengung schmerzt mich gelegentlich, aber bedauern kann ich sie nicht.

Ich bin nun einmal ein »verbohrter Ökumeniker« geworden, und mein Alter lässt mich annehmen, dass ich das auch bleiben werde.

Achim Budde: Herzlichen Dank schon einmal bis hierher!

PETER NEUNER ZUM ÖKUMENISCHEN AUFBRUCH UND ZUR ÄMTERFRAGE

Achim Budde: Lieber Herr Professor Neuner, ich vermute, dass nahezu alle Studienjähler, die heute Abend hier versammelt sind, Ökumene nach Ihnen gelernt haben. Was verbinden Sie denn umgekehrt mit dem Studienjahr? Was verbinden Sie mit dem Namen Laurentius Klein? Können Sie uns von etwas berichten, das uns aneinander bindet?

Peter Neuner: Nun ja, ich war mehrmals in Jerusalem als Dozent, habe dort Ekklesiologie gelesen, einmal auch speziell ökumenische Fragen, und bin dabei vielleicht mit dem einen oder anderen von Ihnen in Kontakt gekommen. Jedenfalls denke ich an diese Zeit sehr gerne zurück. Laurentius Klein habe ich häufig getroffen, meist bei meiner Arbeit im DÖSTA, dem Deutschen ökumenischen Studienausschuss. Ich war ja mehrere Jahre lang Vorsitzender dieses Gremiums und wir waren mit Laurentius Klein sehr eng verbunden, besonders bei der Studie über Methoden der Ökumene. Wir hatten damals schon Vorstellungen von so etwas wie einer Differenz-Ökumene. Laurentius Klein hatte ja kein enges Einheitsverständnis, sondern lag in seinem Denken, soweit ich das verstanden habe, immer nahe an dem, was man heute als pluralistische Theorie bezeichnen würde. Auch Formulierungen wie »Einheit durch Verschiedenheit« oder »Einheit durch Vielfalt« sind in dieser ökumenischen Methodenstudie bereits von ihm angewandt worden. Zusammengearbeitet haben wir dann auch bei der Ekklesiologie-Studie des DÖSTA, in der wir zentrale Gedanken der Ekklesiologie so aufbereitet haben, dass die unterschiedlichen konfessionellen Traditionen aus dieser Grundlage ihre spezifischen Entwürfe ableiten konnten – jeweils als unterschiedliche Realisierung dieser gemeinsamen Basis. Das ist allerdings dann in der ökumenischen Diskussion nicht so aufgegriffen worden. Alle Kirchen haben letztlich immer nur danach gefragt, ob sie hinreichend dargestellt sind. Und genau das wollten wir ja nicht. Wir wollten fragen: Kann das, was hier als Grundkonsens formuliert ist, nun »hineinverstanden« werden in die einzelnen konfessionellen Traditionen – gleichsam im Sinn eines differenzierten Konsenses? Aber die Reaktionen der Kirchen, besonders der kleineren Kirchen, hatten eigentlich alle die Stoßrichtung, man sei in die

sem Text nicht hinreichend dargestellt, also dieses und jenes, was für sie unverzichtbar sei, komme nicht vor. Die Frage, ob man die unterschiedlichen Konfessionen als Realisierungen eines Grundansatzes verstehen kann, mochte damals kaum jemand beantworten.

Achim Budde: Gerade eben war schon von Papst Benedikt die Rede. Auch Sie haben ja so Ihre Erfahrungen mit Joseph Ratzinger gemacht: Das Ämter-Memorandum von 1973 wäre ohne seine Zuspitzung vielleicht nicht so scharf offiziell verurteilt worden. Sie wurden damals zu Unrecht in eine häretische Ecke gestellt und deshalb – trotz Ihrer in der Fachwelt unbestrittenen Kompetenz – nie offiziell in einen bilateralen Dialog entsandt. Welche Position haben Sie denn damals vertreten? Sie haben ja dafür plädiert, die evangelischen Ämter anzuerkennen. Wie haben Sie das begründet? Und sehen Sie es heute noch genauso?

Peter Neuner: Ich sehe es heute noch genauso und ich glaube, dass auch die ökumenische Diskussion die Grundthesen des so genannten Ämter-Memorandums bestätigt hat. Ich weiß nicht, ob der Text heute überhaupt noch bekannt ist.

Achim Budde: Sie dürfen gerne ein wenig über den Hintergrund erzählen!

Peter Neuner: Der Hintergrund war damals der, dass in den USA und in Frankreich auf nationaler Ebene gewichtige ökumenische Texte entstanden waren. Und so hat sich auch in Deutschland die Arbeitsgemeinschaft Ökumenischer Universitätsinstitute gegründet. Das waren damals evangelischerseits die Institute von Edmund Schlink, von Hans Heinrich Wolf in Bochum und Wolfhart Pannenberg in München, katholischerseits Heinrich Fries in München, Hans Küng in Tübingen und in Münster das Institut von Peter Lengsfeld. Diese sechs Institute haben anfangs der 70er Jahre die Fragen des Amtes, wie sie in jedem ökumenisch einschlägigen Werk behandelt werden, durchgearbeitet und versucht, einen Konsens zu finden – zunächst in Vorstudien, die jeweils in der Verantwortung der einzelnen Institute standen, und dann in gemeinsamen Thesen. Als das Ganze der Öffentlichkeit präsentiert wurde, gab es eine ganz unerfreuliche Panne: Wir hatten uns gefragt, warum die sechs Institute das allein vortragen sollten, wo wir doch der Überzeugung waren, dass etwa auch Karl Rahner, Karl Lehmann und andere auf dieser Linie standen und es mittragen würden. Sollte ihnen nicht auch eine Möglichkeit geben werden zuzustimmen? Und so haben wir damals eine Zustimmungserklärung beigelegt, aber nicht genau bedacht,

was daraus alles wird: Die Verlage – das waren Kaiser und Grünewald – haben nämlich, noch bevor das Buch erschienen ist, zur Werbung die Thesen vorabgedruckt und die erwähnte Zustimmungserklärung diesen Thesen beigelegt! Das wurde von der Deutschen Bischofskonferenz als der Versuch eines Plebiszits aufgefasst – als wenn sich hier sozusagen die Gosse gegen die Wahrheit und die Verantwortung der Bischöfe stellen wollte. Und genau in dieser Phase, also noch bevor das Buch überhaupt erschienen war, tagte die Glaubenskommission der Deutschen Bischofskonferenz, unter deren Mitgliedern auch Joseph Ratzinger war, und hat das Buch als mit dem Glauben der Katholischen Kirche unvereinbar bezeichnet – ohne dass es überhaupt hätte gelesen werden können. Der erste Entwurf zu dieser Erklärung stammte von Joseph Ratzinger. Die Situation war ausgesprochen prekär und hart: Küng war nicht mehr unangefochten im katholischen Raum, es gab schon die Anfragen zu seinem Buch »Unfehlbar?«; Lengsfeld in Münster hatte wenige Monate vorher bei einer Bundestagswahl öffentlich seine Sympathien für die SPD erklärt, und das war ja vielleicht noch schlimmer als eine Häresie zu vertreten. Der gesamte Ärger der Bischofskonferenz schlug sich voll auf Heinrich Fries nieder. Es war eine höchst angespannte Zeit. Wir haben damals noch versucht, das Schlimmste zu verhindern: Sämtliche Zeitschriften – Herder Korrespondenz, Stimmen der Zeit etc. – wollten diese unselige Zustimmungserklärung ebenfalls beilegen. Das konnten wir gerade noch verhindern und haben uns bemüht, sachlich zu informieren. Aber was mich damals doch bewegt und sehr negativ gestimmt hat: Gegen die geballte Macht der KNA [Katholischen Nachrichtenagentur] und der kirchlichen Presse sind wir nicht angekommen. Wenn irgendwo, auch aus einem ganz merkwürdigen Winkel, irgendjemand etwas gegen dieses Ämter-Memorandum geschrieben hat, dann machte die KNA eine Schlagzeile daraus. Aber als Karl Rahner eine ganzseitige, positive Besprechung in der Frankfurter Allgemeinen schrieb, da hat man sie einfach übergangen und ist mit keinem Wort darauf eingegangen.

Achim Budde: Würden Sie denn sagen, die Argumentation gilt nach wie vor? Spricht tatsächlich nichts dagegen, die lutherischen Ämter anzuerkennen?

Peter Neuner: Die Argumentation hinsichtlich der Grundfragen der Sukzession und der Sakramentalität des Amtes, wie sie damals formuliert wurden, hat sich bewährt. Eines allerdings würde ich doch heute anders sehen. Damals war ich ja gerade im ersten Jahr Assistent, also ganz neu hinzugekommen. Und doch hat sich der Ärger auch auf mich niedergeschlagen. Was ich da an Briefen bekommen

habe, auch von kirchlichen Vertretern – darunter Menschen, mit denen ich glaubte, gut befreundet zu sein und die dann den Kontakt abgebrochen haben –, das war schon bedrückend. Aber auch das Ämter-Memorandum war zumindest in seinem sprachlichen Duktus hart: sehr scharf, fordernd, teilweise auch anklagend. Was ich daraus gelernt habe – und das ist mir dann in meiner ökumenischen Arbeit geblieben: Wir müssen um den ökumenischen Gedanken werben und dürfen nicht davon ausgehen, dass er selbstverständlich bei allen präsent ist und gerne aufgegriffen wird. Wir müssen die Erkenntnisse, die wir vortragen, so vortragen, dass wir unsere Adressaten – und gerade auch die Vertreter des kirchlichen Amtes – nicht vor den Kopf stoßen. Denn wenn wir *sie* nicht gewinnen, sitzen wir am kürzeren Hebel. Wir müssen, ganz irdisch gesprochen, werben und es liegt auch an uns, ob wir für das, was wir vertreten, Abnehmer finden. Kein Geschäftsmann ist gut beraten, wenn er Kunden, die seine Ware nicht kaufen, kritisiert oder beschimpft.

Achim Budde: Sonst geschieht das, wovor Sie auch schon gewarnt haben: Dann steht das Amt »nicht nur in der Sache, sondern auch empirisch im Weg«. Ich würde Sie jetzt bitten, uns Ihr Plädoyer vorzutragen – oder besser, wie Sie es genannt haben, Ihre »unsystematischen Gedankensplitter zur Tagung auf Burg Rothenfels«.

PLÄDOYER VON PETER NEUNER

Dass es um die Ökumene derzeit nicht gerade gut bestellt ist, braucht man nicht mit besonderem Nachdruck zu betonen. Aber die Ökumenische Bewegung ist nun einmal durch das Motto bestimmt: »Contra spem sperare«. Bei aller Ungeduld, die ich durchaus teile, gilt es, sich durch Rückschläge nicht entmutigen zu lassen.

1. Mir hilft immer wieder der Blick in die Geschichte. Was sich innerhalb der vergangenen 50 Jahre oder vielleicht besser, was sich innerhalb der ersten Dekade dieser 50 Jahre getan hat, ist für Großorganisationen, wie sie die Kirchen nun einmal sind, doch erstaunlich. Wenn ich an 1960 zurückdenke, etwa an meine Erfahrungen als Oberministrant in einer ganz traditionellen Pfarrei in München, erscheint es mir als dramatisch, was sich bis 1970 in der katholischen Kirche verändert hat, gerade auch im ökumenischen Kontext. Wenn ich hier als »Altgedienter« zu Wort komme, dann möchte ich diese Erfahrung einbringen, gerade weil ich weiß, dass für jemand, dessen persönliche Erinnerung nicht bis in die Konzilszeit zurückreicht, das persönliche Erleben anders geprägt ist. Ich plädiere also für ein längeres Gedächtnis.

2. Die Geschichte der Ökumenischen Bewegung zeigt, dass immer dann, wenn bei Unionsbemühungen zwischen Kirchen unterschiedlichen Bekenntnisses die theologischen Hürden überwunden sind, wenn man nicht mehr um der christlichen Wahrheit willen getrennt ist, der Einigungsprozess einen Rückschlag erleidet. Wenn konkrete Schritte anstehen, bekommen die Verantwortlichen Angst und schrecken zurück. Dann werden lange gelöst geglaubte Probleme wieder ausgegraben, es wird ihnen ein neuer Stellenwert zuerkannt, es werden Themen aufgeworfen, die bisher niemand als problematisch empfunden hatte. Diese Fragen mögen Theologen als unbedeutend erscheinen, für die kirchliche Praxis können sie gewichtig werden. Es sind schon Kirchenunionen gescheitert an der Frage der liturgischen Kleidung der Pfarrer oder an dem Namen, mit dem die vereinigte Kirche sich fortan bezeichnen sollte. Die Geschichte der Ökumenischen Bewegung zeigt, dass in der Regel nach Bereinigung der theologischen Hindernisse 60 Jahre, also zwei Generationen vergehen, bis es zur Union kommt, unter der Voraussetzung, dass alle sie wollen. Wer den ersten Blick in das Gelobte Land wirft, darf es nicht mehr selbst betreten. Das sind Erfahrungen beim Zusammenschluss kleinerer Kirchen; dass Großkirchen eher schwerfälliger reagieren, kann nicht erstaunen. Ich interpretiere die derzeitigen Schwierigkeiten als Zeichen dafür, dass das Gelobte Land schon in Sicht ist und praktische Schritte anstünden. Solange man eindeutig getrennt ist, freut man sich über jede Annäherung. Wenn Konsequenzen möglich werden, verändert das die Stimmung fundamental.

3. Als das wichtigste ökumenische Thema scheint sich die Frage nach der erstrebten Einheit abzuzeichnen. Die Diskussion um Einheitsmodelle ist ja auch höchst aktuell. In welche Richtung sollen heute mutige Schritte unternommen werden? Noch kann keine Seite ein Modell der einen Kirche umreißen, das konsensfähig wäre, und der ÖRK scheint auf dem Weg zu sein, von einem solchen überhaupt Abschied zu nehmen. Ich habe den Eindruck, dass alle Beteiligten ihre Einheitsvorstellung, die ihnen höchst plausibel erscheint, aus ihrer je eigenen Ekklesiologie beziehen, von den Partnern erwarten, dass sie es übernehmen und sich eventuell darüber wundern, dass dies nicht geschieht. Das gilt für die katholische und die orthodoxe Tradition, etwas weniger offensichtlich aber auch für die Kirchen der Reformation. Gerade das von Harding Meyer formulierte und weithin plausibel erscheinende Modell der »versöhnten Verschiedenheit« ist ohne den Hintergrund des Artikels VII der Confessio Augustana nicht zu verstehen. Doch es müsste auch Übereinstimmung darüber gefunden werden, was Versöhnung bedeutet und wie sie vollzogen werden kann. Und es wäre nötig, versöhnte Verschiedenheit von bloßer Anerkennung des *status quo* und einem Pluralis-